

(Nachdruck verboten.)

88]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gieß.  
(Schluß.)

„Ich liebe Sie,“ sagte Romaschow leise und berührte mit schüchternen, zitternden Fingern leicht ihre Hand. Schurotschka zog sie fort, aber nicht plötzlich, sondern ganz leise, als täte es ihr leid und als fürchtete sie, ihn zu kränken.

„Ja, ich weiß, daß weder er noch Sie meinen Namen genannt haben, aber Ihr ritterliches Verhalten ist umsonst gewesen: In der Stadt wird trotzdem geschwätzt.“

„Verzeihen Sie mir, ich habe mich nicht beherrschen können . . . Eifersucht hat mich verblendet,“ brachte Romaschow mühsam heraus.

Sie lachte lange und böse.

„Eifersucht?! Glauben Sie wirklich, daß mein Mann sich nach dem Streit mit Ihnen das Vergnügen versagt hat, mir zu erzählen, von wo Sie damals ins Kasino gekommen sind? . . . Er hat auch über Kasanski mit mir gesprochen!“

„Verzeihen Sie,“ wiederholte Romaschow, „ich habe dort nichts Schlimmes getan. Verzeihen Sie mir!“

Sie sprach plötzlich lauter, entschiedener und verdrießlich:

„Hören Sie, Georgij Alexejitsch, mir ist jede Minute kostbar. Ich habe auch schon ungefähr eine Stunde auf Sie gewartet. Deshalb wollen wir kurz und nur sachlich miteinander reden. Sie wissen, was Wolodja für mich ist. Ich liebe ihn nicht, aber ich habe einen Teil seiner Seele getötet. Ich besitze mehr Ehrgeiz als er. Zweimal ist er beim Akademie-Examen durchgefallen. Das hat mir weit mehr Scham und Kummer verursacht als ihm. Dieser ganze Gedanke an den Generalstab gehört mir allein, einzig mir. Ich habe meinen Gatten mit aller Kraft herangezogen, habe ihn angetrieben, mit ihm zusammen gearbeitet, repetiert, habe seinen Stolz angestachelt, ihn in Minuten der Verzweiflung getrötet. Das ist mein eigenes, mein liebes, schmerzliches Werk. Ich kann mein Herz von diesem Gedanken nicht losreißen. Komme, was kommen will, aber er muß auf die Akademie.“

Romaschow saß da und hatte den Kopf auf die Hand niedergebeugt. Er fühlte plötzlich, daß Schurotschka leise und langsam mit der Hand über sein Haar hinstrich. Er fragte in trauriger Ratlosigkeit:

„Was kann ich dabei tun?“

Sie umarmte seinen Hals und zog seinen Kopf zärtlich an ihre Brust. Sie hatte kein Korsett an. Romaschow fühlte mit der Wange ihren nachgiebigen, elastischen Körper und atmete ihren warmen, gewirzigen, wollüstigen Duft ein. Während sie sprach, fühlte er ihren Atem stoßweise an seinem Haar.

„Du weißt, damals . . . an jenem Abend . . . beim Bicknick. Ich habe Dir die ganze Wahrheit gesagt. Ich liebe ihn nicht. Aber bedenke: drei Jahre, drei ganze Jahre Hoffnungen, Träume, Pläne und angestrengte, unangenehme Arbeit! Du weißt, ich hasse diese bürgerliche, bettelhafte Offiziersgesellschaft bis aufs Blut. Ich möchte schön gekleidet, hübsch, reizend erscheinen, möchte Verehrung, Macht um mich sehen! Und da kommt plötzlich dieses alberne, betrunkene Gezänk, dieser Offiziersskandal — und alles ist aus, alles ist dahin! O, wie ist das schrecklich! Ich bin niemals Mutter gewesen, aber ich denke mir: es wächst mir ein Kind heran, ein liebes, verhätscheltes Kind, Gegenstand all meiner Hoffnungen, aller Mühen, Tränen, schlaflosen Nächte . . . Und plötzlich kommt ein unglückseliger, dummer wüster Zufall: es spielt am Fenster — die Wärterin hat sich umgewandt — und fällt hinunter aufs Pflaster. Liebster, nur mit dieser mütterlichen Verzweiflung kann ich meinen Kummer und meine Wut vergleichen. Aber ich mache Dir keinen Vorwurf.“

Es war Romaschow unbequem, gebückt dazusitzen, in steter Furcht, ihr wehe zu tun. Aber er hätte gern stundenlang so gesessen und in einer Art sonderbarem, seligem Rausch das schnelle, zarte Klopfen ihres kleinen Herzens gehört.

„Hörst Du mich?“ fragte sie und beugte sich zu ihm nieder.

„Ja, ja . . . sprich . . . wenn ich kann, tue ich alles, was Du willst.“

„Nein, nein. Höre mich zu Ende. Wenn Du ihn tötest oder wenn er vom Examen zurücktreten muß, ist alles aus! Ich verlasse ihn am selben Tage, wo ich es erfahre, und reise — ganz gleich wohin, nach Petersburg, Odessa, Kiew. Glaub nicht, daß das Romanphrasen sind. Ich will Dich nicht mit so billigen Effekten erschrecken.“

Romaschow sah nach dem Fenster. Jetzt hatten seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt und unterschieden undeutlich den kaum sichtbaren Fensterrahmen.

„Ned' nicht so . . . Du mußt das nicht . . . es tut mir weh,“ sagte er traurig. „Wenn Du willst, trete ich morgen vom Duell zurück und entschuldige mich bei ihm. Soll ich das tun?“

Sie schwieg einen Augenblick. Der Becker erfüllte mit seinem monotonen, metallischen Geschwätz alle Winkel des dunklen Zimmers. Endlich brachte sie kaum hörbar, wie in Gedanken, mit einem Ausdruck, den Romaschow nicht ergründen konnte, heraus:

„Ich wußte, daß Du den Vorschlag machen würdest.“

Er erhob den Kopf und richtete sich, obgleich sie seinen Kopf umschlungen hielt, auf dem Bette auf.

„Ich fürchte mich nicht!“ sagte er laut und dumpf.

„Nein, nein, nein, nein,“ sagte sie mit schnellem, heißem, flehendem Flüstertone. „Du hast mich nicht verstanden, Du hast mich nicht verstanden. Komm näher zu mir . . . wie früher . . . komm doch! . . .“

Sie umarmte ihn mit beiden Armen und flüsterte, sein Gesicht mit ihren feinen Haaren kitzelnd und heiß gegen seine Wange atmend:

„Du hast mich nicht verstanden. Ich will etwas ganz anderes. Aber ich schäme mich vor Dir. Du bist so rein und gut, ich schäme mich, mit Dir darüber zu sprechen. Ich bin ein berechnendes, häßliches Wesen . . .“

„Nein, sprich doch. Ich liebe Dich.“

„Höre,“ sagte sie, und er erriet ihre Worte mehr, als er sie hörte. „Wenn Du zurücktrittst — welche Schmach, Schande und wieviel Leiden fallen dann auf Dich. Nein, nein, das ist es wieder nicht. Ach, mein Gott, in diesem Augenblick werde ich Dich nicht belügen. Teurer, ich habe ja alles überlegt und erwogen. Angenommen, Du trittst zurück. Die Ehre meines Mannes ist rehabilitiert. Aber verstehst Du, bei einem Duell, das mit Ausöhnung endigt, bleibt stets etwas . . . wie soll ich sagen? . . . nun, etwas Zweifelhafte, Unaufgeklärte zurück, das Enttäuschung im Gefolge hat. Verstehst Du mich?“ fragte sie mit trauriger Zärtlichkeit und küßte ihn leise aufs Haar.

„Ja. Also?“

„So wird man denn in diesem Falle meinen Mann sicher nicht zum Examen zulassen. Der Ruf eines Generalstabs-offiziers muß fleckenlos sein. Wenn Ihr Euch dagegen wirklich schießt, so liegt darin etwas Heroisches, Starkes. Leuten, die im Feuer korrekte Haltung bewahren, verzeiht man viel. Dann . . . nach dem Duell . . . kannst Du Dich, wenn Du willst, entschuldigen . . . nun, das ist Deine Sache.“

Eng umschlungen flüsterten sie wie ein paar Verschwörer, berührten sich mit dem Gesicht und den Händen und spürten gegenseitig ihren Atem. Aber Romaschow fühlte, wie zwischen ihnen etwas Unsichtbares, Geheimnisvolles, Häßliches, Schlüpfrißiges hinglitt, etwas, das ihn innerlich kalt anwehte. Er wollte sich aus ihren Händen befreien, aber sie ließ ihn nicht. Im Bemühen, seine unverständliche, dumpfe Erregung zu verbergen, sagte er kalt:

„Um Gottes willen, erklär' Dich deutlich. Ich verspreche Dir alles.“

Dann sprach sie gebieterisch, dicht an seinem Munde, und ihre Worte waren wie schnelle, zitternde Klöße:

„Ihr müßt Euch unbedingt morgen schießen, aber keiner von Euch wird verwundet. O, versteh' mich doch, versteh' mich, verurteil' mich nicht! Ich selbst verachte Feiglinge, ich als Weib! Tu es meinetwillen, Georgij! Frag' nicht nach meinem Mann. Der weiß Bescheid. Ich habe alles, alles, alles getan.“

Jetzt gelang es ihm, sich mit einer hartnäckigen Kopf-

Bewegung aus ihren weichen, starken Armen zu befreien. Er stand vom Bette auf und sagte fest:

„Gut, mag es so sein, ich bin einverstanden.“

Sie stand ebenfalls auf. In der Dunkelheit sah er nicht, aber erriet er und fühlte an ihren Bewegungen, daß sie sich schnell das Haar auf dem Kopf ordnete.

„Gehst Du fort?“ fragte Romaschow.

„Leb' wohl,“ erwiderte sie mit schwacher Stimme. „Rück mich zum letztenmal.“

Romaschows Herz zitterte vor Kummer und Liebe. In der Dunkelheit fand er mit den Händen tastend ihren Kopf und begann ihre Wangen und Augen zu küssen. Das ganze Gesicht Schurotschkas war naß von leisen, unhörbaren Tränen. Das erregte und rührte ihn.

„Liebe . . . wein' nicht . . . Sascha . . . liebe! . . .“ sagte er traurig und weich.

Sie schlang plötzlich ihre Hände um seinen Hals und flüsterte, ohne ihre brennenden Lippen von seinem Munde loszureißen, am ganzen Leibe zitternd und schwer atmend:

„Ich kann nicht so von Dir gehen . . . wir werden uns nie wiedersehen. Also, wir wollen nichts fürchten . . . Ich will, will . . . Einmal . . . wollen wir unser Glück genießen . . . Lieber, komm zu mir, komm.“

Und jetzt war es, als wenn sie beide, das ganze Zimmer und die ganze Welt plötzlich in einen unerträglich seligen, schwülen Traum versänken. Einen Augenblick sah Romaschow mit märchenhafter Deutlichkeit mitten auf dem weißen Pfühl ganz dicht vor sich Schurotschkas Augen, die in wahnsinnigem Glück leuchteten, und preßte seinen Mund leidenschaftlich auf ihre Lippen.

„Kann ich Dich begleiten?“ fragte er, als er mit Schurotschka aus der Tür auf den Hof trat.

„Nein, um Gottes willen; das ist nicht nötig, Liebster . . . tu das nicht. Ich weiß nicht, wieviel Zeit ich bei Dir zugebracht habe. Wie spät ist es?“

„Ich weiß nicht, ich habe keine Uhr. Ich weiß wirklich nicht.“

Sie zögerte und stand gegen die Tür gelehnt da; die Luft duftete nach Erde und Steinen mit dem starken Duft einer heißen Nacht. Es war dunkel, aber durch die Finsternis sah Romaschow, wie damals im Gehölz, daß Schurotschkas Gesicht mit sonderbarem, weißem Schein wie das einer Marmorstatue leuchtete.

„Nun, leb' wohl, mein Liebster,“ sagte sie endlich in müdem Tone. „Leb' wohl.“

Sie küßten sich, und jetzt waren ihre Lippen kalt und unbeweglich. Sie ging schnell zum Ausgang und war mit einemmal in der dichten, nächtlichen Finsternis verschwunden.

Romaschow stand da und horchte, bis das Pförtchen freischaute, und die leisen Schritte Schurotschkas verhallten. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück.

Eine schwere, aber angenehme Müdigkeit besiel ihn plötzlich. Er konnte sich kaum auskleiden, so sehr zog es ihn zum Schlafen. Und seine letzte deutliche Erinnerung vor dem Einschlafen war ein seichter, süßer Duft, der vom Kissen ausging, der Duft von Schurotschkas Haaren, ihrem Parfüm und ihrem schönen, jungen Körper.

23.

2. Juni 19 . . .  
Stadt Z.

An Seine Hochwohlgeboren  
den Kommandeur des N.'schen Infanterie-Regiments  
vom Hauptmann desselben Regiments Diez.

**Rapport.**

Mit gegenwärtigem habe ich die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu melden, daß am 2. Juni d. J. unter den Ihnen gestern, am 1. Juni vorgelegten Bedingungen das Duell zwischen Leutnant Nikolajew und Unterleutnant Romaschow stattgefunden hat. Die Gegner schossen sich fünf Minuten vor sechs Uhr morgens im Gehölz „Dubetschnaja“, dreieinhalb Werst von der Stadt. Die Dauer des Duells, einschließlich der Kommandos, war eine Minute zehn Sekunden. Die Plätze der Duellanten waren durch's Los bestimmt. Auf das Kommando „Los“ rückten beide Gegner vor, wobei Unterleutnant Romaschow durch einen Schuß Leutnant Nikolajews in der rechten oberen Leibeshälfte verwundet wurde. Leutnant Nikolajew blieb in Erwartung des feindlichen Schusses stehen. Nach Verlauf der für den zweiten Schuß festgesetzten halben Minute zeigte sich, daß Unterleutnant Romaschow nicht imstande war, das Feuer zu erwidern. Infolgedessen schlugen die Sekun-

danten des Unterleutnant Romaschow vor, das Duell für beendet zu erklären. Das geschah. Bei Ueberführung des Unterleutnants Romaschow in einen Wagen fiel jener in tiefe Ohnmacht und starb binnen sieben Minuten an innerer Verblutung. Sekundanten auf seiten Leutnant Nikolajews waren ich und Leutnant Wassil, auf seiten Unterleutnant Romaschows die Leutnants Bek-Agamalow und Wetkin; die Anordnungen des Duells sind unter allgemeiner Zustimmung von mir getroffen worden. Einen Bericht des Unterarztes Coll. Ass. Snojow lege ich hier bei.

Hauptmann Diez.

(Nachdruck verboten.)

**Die Kassette.**

Von Michel Tchivars. Autorisierte Uebersetzung.

**I.**

Seit dem frühen Morgen arbeiteten die Poirets auf dem Felde. Die Frau band den Klee zusammen, der Mann lud ihn mit langsamen, methodischen Bewegungen auf den Wagen, während das magere Pferdchen, das mit einer langen Leine am Hinterrad des Wagens festgebunden war, melancholisch den Boden beschnupperte.

„He, Poiret!“

Die beiden Arbeitenden erhoben die Köpfe. Quer über die Felder kam eiligst ein Mann gelaufen.

„Poiret!“ rief der Mann. „Ihr müßt beide gleich nach Hause. Die Rosalie ist tot.“

„Meine Tante?“ stammelte die Frau.

„Ja, Man hat sie heute nacht mit einem Drecksiegel erschlagen.“

Der Mann und die Frau blickten einander schweigend an.

„Ja, aber . . . aber wer hat sie denn erschlagen?“ fragte endlich Poiret.

„Zum Teufel! wie soll ich das wissen?“ erwiderte der andere.

„Kommt schnell! Die Genbarmen sind schon da.“

Die Poirette hatte den Gebrauch der Sprache wiedergefunden und begann mit hoher schriller Stimme zu jammern:

„Die arme Tante! Wie ist das nur möglich? Ach, großer Gott! Die arme Tante! Solch ein Unglück! solch ein schreckliches Unglück!“

„Ja, wirklich!“ pflichtete der Bauer, der die Nachricht gebracht hatte, bei. „Aber ich weiß nichts mehr, als was ich schon gesagt habe. Man fand sie heute früh mit einem Drecksiegel erschlagen in der Küche. . . Ein schöner, ganz neuer Drecksiegel . . . das ist alles, was ich weiß.“

Poiret hatte unterdessen schweigend das Pferdchen angespannt und das Gefährt auf die Straße geleitet. Die Drei nahmen Platz, die beiden Männer tiefenst auf der Wagenbank, während die Frau hinter ihnen, im Klee zusammengesauert, unaufhörlich schluchzte und jammerte:

„Die arme Tante! Oh, mein Gott! mein Gott! . . . Solch ein schreckliches Unglück!“

**II.**

Die alte Rosalie galt für reich. Sie besaß eine Leibrente, welche ihr der Bischof, bei dem sie dreißig Jahre als Köchin gedient, vermachte hatte. Außerdem hatte sie Ersparnisse, etwa 10 000 Frank in Gold, die sie in einer Kassette in der tiefsten Tiefe ihres Schrankes unter allerhand Tücher und Decken versteckt hielt. Die Poirets kannten diese Kassette sehr genau, denn die Alte hatte sich häufig den Spaß gemacht, sie in ihrer Gegenwart zu öffnen, im Golde zu wühlen und zu sagen: „Das gehört Euch, Kinderchen, alles Euch, aber erst, wenn ich tot bin.“

Es war ein rechteckiger Kasten aus Eichenholz mit hübschen Stahlbeschlägen an den Ecken und einem schmiedeeisernen Griff, der eine sich windende Schlange darstellte.

An diese Kassette dachte die Poirette in ihrem Schmerz nicht einen Augenblick. Sie betrauerte lediglich die Tante, ihre teure Tante, die sie nach dem Tode ihrer Eltern ins Haus genommen, erzogen und später ausgesteuert hatte, damit sie Poiret heiraten konnte, der, im Besitze von fünfzehn Morgen Ackerland, eine anständige Witwenschaft verlangen durfte. So etwas vergißt man nicht so leicht! Ach! die arme Tante! Die arme Tante!

Poiret dagegen, den der Gedanke an die Erbschaft keinen Moment verlassen hatte, beging die Unvorsichtigkeit, seiner Gattin mitzuteilen, daß der Mörder die Kassette gestohlen hätte. Aber da kam er bei seiner Frau schon an.

„Du gemeiner, herzloser Kerl!“ schrie sie. „Nur ans Geld denkst das! Ach, die arme Tante!“

Wet Tage waren verstrichen. Die Tante ruhte auf dem Friedhof in Schatten eines Steinkreuzes, das ihre Nichte auf ihrem Grabe hatte errichten lassen; und der Mörder war noch immer nicht entdeckt. Von einem wahnsinnigen Verlangen nach Rache gepeinigt, schrie die Poirette öfters:

„Wozu ist denn die Polizei da? Ja wirklich, wozu ist sie da, Poiret, he?“

Und Poiret erwiderte mürrisch:

„Ich weiß nicht.“

**III.**

Zweihundert Meter vom Dorfe entfernt stand die Hütte des „Landstreichers“. So bezeichnen die Bauern die umherziehenden

Arbeiter, Handwerksburschen, Leute ohne bestimmten Beruf, die jahraus jahrein durchs Land wandern, betteln oder ihre Arbeitskraft demjenigen vermieten, der sie eine Zeitlang benutzen will.

Dieser Landstreicher war eines Tages des Wanderlebens überdrüssig geworden, hatte sich vor dem Dorf eine Hütte gebaut und hauste darin, einsam, gemieden von den Bauern, die ihn immer noch als Landstreicher, das heißt als verdächtiges Individuum betrachteten.

Eines Morgens, zwei Wochen nach dem Tode der Tante, kam Poiret auf dem Wege zur Stadt an dieser Hütte vorbei. Vor der Tür liesen in voller Freiheit die Hühner des Landstreichers umher. Poiret bemerkte eins, das einen seltsamen Gegenstand im Schnabel hielt. Er näherte sich. Das Huhn lief davon, wobei es den Gegenstand fallen ließ. Poiret hob ihn auf. Es war ein stark verrosteter Eisengriff, der die Form einer sich windenden Schlange hatte.

„Genau wie der Griff von Rosaltes Kassette!“ murmelte Poiret.

Er blickte sich um: weit und breit niemand zu sehen. Hastig steckte er die Schlange in die Tasche und setzte seinen Weg fort.

Als er am Abend heimkam, warf er den Gegenstand auf den Küchentisch.

„Sieh doch mal, Frau, was ich da . . .“

„Himmel!“ schrie die Poirette und schlug die Hände zusammen.

„Der Griff von Rantes Kassette!“

„Das habe ich mir gleich gedacht,“ bemerkte Poiret bedächtig und erzählte, wie und wo er den Griff gefunden hatte.

„Er ist's! Der Landstreicher ist's!“ schrie die Frau. „Es kann kein anderer gewesen sein als er! . . . Man wird ihm doch den Hals abschneiden, nicht wahr, Poiret?“

„Das glaube ich wohl!“, erwiderte Poiret.

„Die arme Tante! . . . Schade, daß sie das nicht mehr erlebt! Wie würde sie sich freuen, wenn sie sehen könnte, wie man dem Landstreicher den Hals abschneidet! Sie hat ihn nie riechen können!“

Noch am nämlichen Abend ging Poiret nach der Stadt. Am nächsten Morgen kamen die Gendarmen. Eine beim Landstreicher vorgenommene Haussuchung hatte ein überraschendes Resultat. In der Asche des Ofens fand man vier verbogene Stahlbeschlüge, die einzigen Ueberreste der verbrannten Kassette. Der Landstreicher gestand.

Als die Gendarme ihn gefesselt davon führten, folgte die ganze Bevölkerung von Francheville, allen voran, schreiend, mit zerzausten Haaren, die Poirette. Beim Anblick des Mörders ihrer Tante wollte sie sich mit spitzen Nägeln auf ihn stürzen. Sie hätte ihn in ihrer Wut zerfleischt, wenn man sie nicht aus Armlänge von ihm fern gehalten hätte. Da ipie sie dem Gefangenen ins Gesicht und kreischte leuchtend, während ihr die Augen aus den Höhlen traten: „Sie werden Dir den Hals abschneiden! Hörst Du? Kanaille! Mörder! Sie werden Dir den Hals abschneiden!“

IV.

Vor den Geschworenen gestand der Landstreicher sein Verbrechen in vollem Umfange ein, weigerte sich aber hartnäckig, den Ort anzugeben, an dem er das Geld verborgen hatte. Er wurde zum Tode verurteilt.

Als sie das Urteil hörte, empfand die Poirette eine wahnsinnige Freude. Mitten in die Verhandlung hinein schrie sie:

„So ist's recht! Es lebe der Gerichtshof!“

Aber als sie nach Hause zurückgekehrt war, versank sie in Nachdenken, und ein Ausdruck von Unruhe und Besorgnis trat auf ihr Gesicht.

„Soll ich Dir was sagen, Poiret?“ brach sie endlich das Schweigen. „Dein Landstreicher ist ein ganz gemeiner Kerl! . . . Was hat er davon, daß er nicht sagt, wo das Geld ist? Den Hals schneiden sie ihm ja doch ab . . . Und dann ist das schöne Geld verloren . . . Solch eine Gemeinheit!“

„Es ist in der Tat eine Gemeinheit!“ pflichtete Poiret ernst bei.

Von diesem Tage an erfüllte der Landstreicher ihr ganzes Sein und Denken. Je wütender sie über ihn schimpften, um so inbrünstiger hofften und wünschten sie, daß er sprechen, daß er endlich gestehen möchte, wo sich das Geld der Alten befand. Einer von beiden war stets in der Stadt in der Nähe des Gefängnisses auf der Jagd nach Neuigkeiten. So erfuhren sie die Verwerfung der eingelegten Revision durch den Kassationshof.

Und die Zeit verstrich. Man begann bereits von dem wahrscheinlichen Termin der Exekution zu sprechen; der Landstreicher beharrte immer noch in Schweigen. In ihrer Angst wandte sich die Poirette an den Staatsanwalt mit der Bitte, die Exekution zu verschieben.

„Ein paar Tage früher oder später, das ist ja keine große Herrlichkeit? Und der Landstreicher entschließt sich vielleicht doch noch zu sprechen?“

Der Beamte wies ihr die Tür. Ganz außer sich kam sie nach Hause zurück.

„Siehst Du, Poiret,“ erklärte sie ihrem Gatten, „diese Leute von der Justiz haben kein Herz. Wirklich kein Herz! . . . Sie sind zu böse mit dem armen Menschen umgegangen, und da ist er natürlich eigensinnig geworden! . . . Wenn sie dagegen ein bißchen Rücksicht auf ihn genommen hätten . . .“

Sie vollendete nicht, aber die ganze Nacht brütete sie über einer Idee.

Am nächsten Morgen stand sie schon ganz frisch auf und heizte

den Bratofen an; dann nahm sie aus der Wehlkiste ein Maß feinsten Weizenmehls, holte frische Eier, brachte aus dem Keller Butter herauf und begann, Kuchenteig zu machen. Sie war schon mitten in der Arbeit, als Poiret auf der Schwelle der Küche erschien. Diese ungewohnten Vorbereitungen standen in solch schreiendem Widerspruch zu den sonstigen sparsamen Gepflogenheiten seiner Ehehälfte, daß er vor Erstaunen Mund und Augen aufsperrte.

„Morgen!“ sagte er. Ohne zu antworten, geschäftig wie eine Ameise, sagte seine Frau:

„Laufe schnell in den Hühnerstall, Poiret . . . Schlachte die schwarze . . . Bringe sie her und rupfe sie!“

Gewohnt zu gehorchen, schlachtete Poiret die schwarze, brachte sie her und rupfte sie.

„Das wird mal ein feiner Fraß werden!“ erlähnte er sich schließlich zu bemerken.

„Schweig, Poiret!“ entgegnete die Frau streng. „Das ist für den Landstreicher.“

Poiret sperrte von neuem Mund und Augen auf und ließ vor Ueberraschung das Huhn auf die Erde fallen.

„Für . . . für den Landstreicher?“ wiederholte er.

„Ja! Er wird wohl nicht viel zu essen bekommen im Gefängnis; da wird ihm das hier umso besser schmecken . . . Und dann wird er sich auch über die Aufmerksamkeit freuen . . . Na und schließlich, wenn er ein wenig Anstand hat, befinnt er sich vielleicht . . .“

„Und sagt, wo das Geld ist? Das ist eine famose Idee!“ rief Poiret und klatschte sich begeistert auf den Schenkel.

„Es ist zwar eine gehörige Aufgabe,“ seufzte die Frau, „aber hier dürfen wir nicht knausern, sonst . . .“

Als der Kuchen gebacken und das Huhn schön knusprig gebraten war, tat die Poirette beides in einen Korb, spannte das Pferdchen an den Wagen und fuhr zur Stadt. Am Gefängnis angelangt, fragte sie den diensttuenden Beamten:

„Könnte ich vielleicht den Landstreicher sprechen?“

Der Beamte erklärte ihr, daß man den Verurteilten nur mit Erlaubnis des Staatsanwalts sprechen dürfe. Das hatte die Poirette nicht erwartet. Ganz bestürzt wollte sie sich schon entfernen, als ihr plötzlich ein rettender Gedanke kam. Sie reichte dem Beamten den Korb und sagte:

„Vielleicht können Sie ihm das geben? Es ist ein Kuchen und ein schönes, zartes Brathuhn . . . Sie können ihm sagen, daß es von den Poirets aus Francheville ist. Er kennt uns genau.“

„Sie sind die Verwandten der Ermordeten?“

„Ja. Aber Sie können ihm sagen, daß wir ihm nicht mehr böse sind, hören Sie, absolut nicht mehr böse sind. Und,“ fügte sie zögernd hinzu, „Sie können ihm auch bestellen . . . wenn er uns vielleicht etwas zu sagen hat wegen . . . wegen des verstorbenen Selbes . . . dann möchte er sich nicht genieren . . . Wir wohnen immer noch an derselben Stelle . . .“

Als sie sich zwei Tage später, dieses Mal begleitet von Poiret, wieder im Gefängnis einfand, teilte der Beamte ihr mit, daß der Landstreicher Kuchen und Huhn delikats gefunden und beides mit gutem Appetit verpeißt hätte.

„Der brave Kerl!“ bemerkte die Poirette gerührt. „Und hat er Ihnen nichts für uns aufgetragen?“

„Rein, nichts. . . Ah, doch!“

„Was denn?“ fragten die beiden Gatten gleichzeitig mit klopfenden Herzen.

„Er meinte, das Huhn sei ein wenig zu scharf gebraten gewesen.“

Dann eröffnete er ihnen noch, daß die Exekution für den nächsten Morgen angesetzt sei, und beförderte sie ins Freie.

Sie waren bestürzt.

„Alles umsonst!“ stöhnte Poiret.

„Rein, noch nicht alles verloren,“ erwiderte seine Frau. „Vielleicht begnadigt ihn der Präsident? . . . Man kann nicht wissen . . .“

V.

Nach der Hinrichtung des Landstreichers lehrten die Poirets nach Francheville zurück. Schweigend, in Gedanken versunken, wanderten sie die staubige Straße entlang, die sich zwischen zwei Reihen Obstbäumen bis in die Unendlichkeit ausgedehnen schien.

Seit dem schrecklichen Schauspiel, dem sie beigewohnt, hatte die Poirette nicht den Mund geöffnet. Poiret, dem das beängstigende Schweigen seiner Gattin der Vorbote eines nahen Gewitters zu sein schien, marschierte bedächtig hinter ihr und schwieg ebenfalls. Aber beim Betreten des Dorfes, als sie an der Kirchhofsmauer entlang gingen, jenseits welcher das Grabkreuz der Tante sichtbar wurde, murmelte er halb unbewußt, an das tragische Ende der Alten denkend:

„Solch ein schreckliches Unglück!“

Da blieb seine Frau plötzlich stehen.

„Und daran bist Du allein schuld!“ rief sie wütend. „Warum hast Du ihn angezeigt, Esel?“

„Wen? Den Landstreicher?“ stammelte Poiret verblüfft. „Ja, er . . . er hat doch Deine Tante ermordet?“

Aber sie fuhr unbeirrt fort:

„Was ging Dich das an? War es Deine Tante oder meine Tante, he? . . . Was haben wir davon, daß sie ihm den Hals abgeschnitten haben, dem armen Teufel? Dadurch bekommen wir das schöne Geld doch nicht wieder. . . Wenn Du ihn dagegen höflich gebeten hättest . . .“

„Wa—as?“

„Wa—as?“ äffte sie nach, ihren Gatten mit einem Blick der Verachtung zu Boden schmetternd. „Wir hätten uns mit ihm verständigen können. . . Er war im Grunde genommen kein schlechter Mensch. . . Er hätte uns das Geld wiedergegeben.“  
 Und da Poiret ungläubig den Kopf schüttelte, schrie sie:  
 „Ich sage Dir, er hätte es wiedergegeben!“  
 Dann die Stimme senkend, als wenn die Tante von jenseits der Dauer aus der Tiefe des Grabes hören könnte, fügte sie hinzu:  
 „Wir hätten ihm dafür natürlich eine kleine Rente aussetzen müssen!“

## Kleines feuilleton.

g. Die Chrysanthemum-Ausstellung wurde gestern, Donnerstags, in dem neuen Saalbau des Landesausstellungsparkes zu Berlin, Alt-Noabit, eröffnet. Nach dem Gesamteindruck zu schließen, den sie auf die zahlreich erschienenen Besucher machte, ist sie ein großer Erfolg und eine höchst interessante und lehrreiche Schau. In einem herrlichen und farbenprächtigen Gesamtbilde vereinigen sich hier die kulturellen Erfolge der deutschen Chrysanthemumzüchter. Seit den Zeiten, wo sich die Firma Reid u. Vornemann zuerst um das Ausleben der Chrysanthemumkultur in Deutschland die ersten Verdienste erworben, sind nur wenige Jahrzehnte verflossen. Trotzdem haben sich die anfänglich aus England eingeführten Sorten und Schaupflanzen heute einer solch allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen, daß sie uns nicht als Fremdlinge, sondern als alte Genossenbrüder erscheinen. Und diesen Eindruck empfängt der Besucher der Ausstellung gleich beim Betreten des Vorraumes, der geschmackvoll mit Farnen, Palmen, lang- und kurzstieligen Chrysanthemumpflanzen ausgeschmückt ist. Die von der Firma Otto Beyrodt rechts ausgestellte Dekorationsgruppe, in welcher die zartblättrigen Ranken des Smiley und die heliotropfarbigen Blüten Catleya vorherrschend sind, ist jedenfalls eine für die sonstigen Ausstellungsraumlösungen vielversprechende Einleitung.

Ausstellungsgruppe A ist den Kulturpflanzen gewidmet, die mindestens drei Blumen zeigen. Unter den japanischen Blütenpflanzen fiel hier besonders durch ihre Größe die Sorte General Roberts auf, die Otto Lange, Steglitz-Virkbusch, in seinen Gruppen ausgestellt. Leider sind die etwas zu lang gewordenen Blütenstängel nicht kräftig genug, die großen Blüten von selbst zu halten. Der Aussteller hat deshalb dünne Bambusstöcke als Halt benutzt, welche etwas unschön aus dem Laubgrün hervorschauen. Von seinen sonstigen Ausstellungsobjekten sind besonders erwähnenswert die großblumige kanariengelbe Mad. L. Drug, der braunblütige „Schwarze Karl“ und die zitronengelbe Eddall du Nord.

Unter den indischen Chrysanthemumarten verdient die von Kirsten, Kleinflottbeck bei Hamburg, ausgestellte orangegelbe großblumige Louis Beveque besonderer Erwähnung.  
 Die Schaupflanzen der Klasse B erregten das ganz besondere Interesse zahlreicher Besucher. Laien strengten sich hier vergeblich an, einen Unterschied in der Blütenform und Farbe der großblumigen gelben Sorten Tatan und J. N. Upton herauszufinden. Wundervolle Exemplare enthalten die Schaupflanzen der Städtischen Gruson-Palmenhäuser zu Magdeburg. Hier sind alle Sorten gemischt, unter denen die zarte hellrosa Mad. Drapsdom und die dunkelrosa Blüten zeigende Sorte Sappho entschieden hervorragende Leistungen sind. Auch die reizenden Silberfarne mit ihren eleganten Wedeln sind beachtenswert.

In Klasse C mit ihren einstufigen bezugweise einblumigen Pflanzen verdient die von Krüger (Berlin) ausgestellte Sorte Paolo Radocelli in Gruppe 27 entschieden einen Preis. Alle fünfzig Pflanzen zeigen dieselben herrlichen, großen, weißen Blumen. Diese Sorte gehört unstreitig zu den besten indischen Chrysanthemums, die gegenwärtig in Kultur sind, und übertrifft entschieden die in der Vinderei vielleicht beliebteren, ebenfalls weißen Sorten Miß Byron, Mad. Ventry und Mermaid. Da fast nur großblumige und gefüllte Chrysanthemum zur Ausstellung gelangten, ist es beinahe eine Wohltat für das Auge, in den farbenreich abgetönten Mittelgruppen des Zentral-Ausstellungsraumes auch eine Musterammlung der kleinblumigen ungefüllten Ada Owen zu entdecken. Die von verschiedenen Ausstellern stammenden Schaupflanzen sind sämtlich erstklassige Ware, mit vorzüglich ausgeprägter kräftiger Kronenbildung.

Am eindrucksvollsten wirkte die farbenprächtige Zentralthalle jedenfalls auf die in der Galerie sitzenden Musiker, die aus der Vogelperspektive einen Ausblick genossen, der allen anderen Ausstellungsbesuchern versagt war.

Zu bedauern ist, daß den Marktplanzen in Klasse E nur zwei Gruppen, Nr. 31 und 32, gewidmet sind. Seine Ware zu verlaufen und nicht bloß selten verkaufliche Schaupflanzen heranzuwachsen, ist doch schließlich das Ziel aller Pflanzenzüchter. In England wird diesen Gruppen ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt und jedenfalls nicht ohne Grund. Auch abgechnittene marktfähig verpackte Ware vermehren wir, wie auch Marktbindel von abgechnittenen Blüten nirgends zu sehen waren. Das sind aber gerade diejenigen Dinge, die nicht bloß den Marktgärtner, sondern auch den gewöhnlichen Mann weit mehr interessieren, als Riesenblumen und neue Sorten.

Auf die Prämierung von Neuheiten, die in Klasse F zusammengefaßt waren, schienen es ganz besonders gewisse Preisrichter ab-

gesehen zu haben, welche die von dem bekannten Chrysanthemumzüchter Bornemann, Blankenburg am Harz, ausgestellten abgechnittenen Einzelblüten von behaarten Sorten nur deshalb übergingen — weil sie keine Neuheiten enthielten, Trotzdem war jede einzelne Blume, wie Enfant de deux Months, Hairy Wonder, Leocadie Gentile zc., perfekt und außerdem die einzigen ihrer Art in der gesamten Ausstellung. Die von derselben Firma ausgestellten Neuheiten füllten verschiedene Quadratmeter Bodenfläche, waren jedoch außer Wettbewerb gestellt.

Zu den schönsten in Klasse G zusammengefaßten Schnittblumen zählte unstreitig die von Klitte ausgestellte Neuzüchtung „Chreudame“, eine reinweiße große Blüte von elegantem Aussehen.

Unter den ausgestellten Kunstwerken der Berliner Vinderei erregten eine lässig über einen Stuhl geworfene aus Chrysanthemumblüten hergestellte weiße Boa und ein Duff und Regenschirm allgemeine Heiterkeit. Wundervoll decorierte Bilder, Staffeleien und Spiegel wechselten in dieser Gruppe mit grazios ausgefüllten Blumenkörben ab. Außer Wettbewerb stand hier eine einfache, aber äußerst geschmackvolle Tafeldecorations, in welcher außer weißen Chrysanthemums vor allem Orchideen und zarte Farne zur Verwertung gelangt waren. Das bevorstehende Totenfest erregte ein lebhaftes Interesse für ausgestellte Kränze, Kreuze und sonstige Grabdecorationen, die im allgemeinen großartig und tadellos waren.

Von besonderem Interesse für das große Publikum dürfte die „Schönheitskonkurrenz“ werden. Zu diesem Zwecke wird dem Dekorationsauschuss das Recht eingeräumt, von jedem Aussteller eine oder mehrere Chrysanthemumschaublumen zu entnehmen und sie auf der Schönheitsstafel aufzustellen. Jeder Besucher ist berechtigt, den Namen der Blume, welche er für die schönste hält, auf dem bereitliegenden Stimmzettel zu vermerken und diesen Zettel dann in die Urne zu werfen.

Das Resultat der Abstimmung wird täglich in der Tagespresse und später in gärtnerischen Fachzeitungen bekanntgegeben werden. —

## Theater.

— Lessing-Theater. „Die Wildente.“ Schauspiel in fünf Akten von Hendrik Ibsen. In der glänzenden vom Deutschen Theater her bekannten Darstellung — nur einige kleinere Rollen waren unbesetzt — zog Ibsens einzigartige Tragikomödie über die neue Brahminische Bühne, eine erquickende Erinnerung inmitten des Gedränges der von dem Tag erzeugten und verschlungenen Premieren-Unzulänglichkeiten. Hjalmar Edal, der eitle, verwöhnte, empfindsame Poseur, der nur leben kann, wenn er sich vor der rauhen Zugluft der Wirklichkeit in einen Mantel selbstgefälliger Einbildungen wickelt, der egoistisch-weichliche Illusionist, ist eines der tiefgründigsten bedeutsamsten Charakterbilder der Weltliteratur, eine humoristische Schöpfung, die unvergessen bleiben wird, wie der berühmte uneigennützig heroische Illusionist des Cervantes des Don Quixote. Und mit ähnlicher Kunst hat der Dichter das Witzchen, die Häuslichkeit, in der sein Edal wurzelt, gestaltet. Schade nur, daß Ibsen, der in diesen Figuren das Typische und Allgemeine, das er ausdrücken will, wunderbar überzeugend individualisierte, den Gegenpart Edals, den Wahrheitsapostel Gregers Werle so blutlos gelassen hat. Hier laßt Gedanke und Erscheinung auseinander. Die Ironisierung der von Ibsen selbst so oft verfochtenen, unbedingten Wahrheitsforderung, auf die das Stück hinausläuft, bedingt es, daß der auf Menschenbesserung sinnende Idealist des Dramas, der durch „die Wahrheit“ einen Edal läutern will, ein schlechter Menschenkenner sein muß. Aber das Maß naiver Weltfremdheit, das Ibsen seinen Gregers in den späteren Akten zeigen läßt, geht über die Grenzen des Möglichen hinaus. Die Illusion wird aufgehoben durch die Liebertreibung. Man glaubt da öfters nicht mehr einen Menschen sprechen zu hören, sondern ein erdachtes Wesen, dessen Handeln und Reden nicht aus innerer Notwendigkeit, vielmehr aus der Absicht, ein Prinzip zu perfizieren, geboren ist. In die großartige Charakterkomödie mischen sich vereinzelte Akzente, die an die Art des abstrakten Thesenstückes französischen Ursprunges gemahnen.

Bewunderungswürdig war, was trotz alledem Oskar Sauer dieser stiefmütterlich ausgestatteten Rolle abgewann. Bringt man die Schwierigkeiten in Anschlag, die es hier zu überwinden galt, so erscheint seine schauspielerische Leistung als die größte des Abends. Er fesselte in jedem Augenblicke durch die herbe Grazie der schlanken, blondhaarigen Jünglingsfigur, das blasse, durchgeleitete Antlitz, in dessen Mienenspiel Reinheit, Melancholie, Stolz und Fanatismus gleich vollendet zum Ausdruck kamen, den eigenartig gedämpften seelenvollen Klang der Stimme. Dem vornehmen Spiritualismus der Erscheinung gesellte sich die leichteste Natürlichkeit. Der Reiz, mit dem er die Gestalt umwob, wirkte so stark, daß man unter seinem Banne das Bräutigam in ihr beinahe vergaß. Grundrecht wie immer war Elise Lehmann in der Rolle der Gina. Wasserfmann wußte bei allen Schwächen Edals warmes Mitgefühl für den Poseur zu wecken; er hatte ausgezeichnete Momente, aber ich weiß nicht, ob die sehr weit getriebene Discretion, mit der er die Figur behandelte, ganz in des Dichters Sinne war. Das Komische des Charakters gelangte bei dieser Wiedergabe nicht völlig zu seinem Rechte. Ida Orloff traf überraschend gut den Ton des Kindlichen in der Rolle der Hedwig. Den Doktor Helling spielte Marc mit drastisch-schlagkräftigem Realismus. —  
 dt.